Gestorben

Melina Mercouri, 68. Als sie starb, schlossen die Theater für den Tag, und von Staatsmännern in aller Welt war lyrische Trauer zu hören. Sie war Schauspielerin, sie rauchte, und sie war schön.



So war die Griechin Melina Mercouri berühmt, vor allem seit sie in dem Film „Sonntags nie“ sang: „Ich bin ein Mädchen aus Piräus“. Sie spielte in New York am Broadway, als sie die Nachricht vom Putsch der Obristen erreichte, und Melina, Kind einer linken Familie, bekämpfte vom Exil aus die Militärdiktatur in Athen. Sie reiste durch Europa, hielt flammende Reden gegen das Folterregime, was zur Folge hatte, daß die Junta ihr die Staatsbürgerschaft entzog. Im Exil lernte sie Andreas Papandreou kennen, der sie später, von 1981 bis 1989, als Kulturministerin ins Kabinett holte. Sie habe nicht viel geleistet in ihrer Amtszeit, mäkelten Kritiker, außer dem vergeblichen Versuch, den Parthenonfries aus Großbritannien zurückzuholen. Dennoch gab ihr Papandreou 1993 wieder denselben Job – ihre Ausstrahlung war offenbar mehr wert als Verwaltungswissen. Melina Mercouri starb am vorvergangenen Sonntag in New York an Lungenkrebs.

Charles Bukowski, 73. Er machte die Fäkaliensprache poesiefähig und brachte es zum Kultautor einer Generation, die in den Werten der bürgerlichen Gesellschaft nur noch Lüge und Heuchelei entdeckte. Ende der sechziger Jahre stieg der kalifornische Untergrunddichter Charles Bukowski, nachdem er sich jahrzehntelang als Gelegenheitsarbeiter durchgeschlagen hatte, zu Weltruhm auf. Besonders in Deutschland, wo der Sohn eines polnischstämmigen amerikanischen Sergeants und einer Deutschen geboren wurde, fanden seine literarisch-lebensgeschichtlichen Exzesse in der kongenialen Übersetzung Carl Weissners ein begeistertes Publikum. Doch Bukowskis Desperado-Legende, der seine Inspiration angeblich nur einer animalischen Sexualität und Ozeanen von Dosenbier verdankte, war auch ein Schutzwall. Hinter ihm verbarg sich eine verletzliche Person, ein zuweilen melancholischer Lyriker und ein authentischer Schriftsteller, der ein eher tristes Leben in seiner wilden Literatur nicht verdoppelt, sondern neu erfunden hat. Charles Bukowski starb am Mittwoch vergangener Woche in einem kalifornischen Krankenhaus.



Karl-Wilhelm Berkhan, 78. Mit Würdigungen wurde er 1985 bei seinem Abschied als Wehrbeauftragter überhäuft. „Das schönste Fest“ ihrer Geschichte feierte die Bundeswehr damals laut *Frankfurter Allgemeine*, „ohne falsche Töne, ohne verlogene Phrasen und damit ein ehrliches Ereignis“. Der Freund und langjährige Weggefährte, Segelkamerad und Nachbar Helmut Schmidts am Brahmsee vertrat von 1957 bis 1975 den Hamburger Wahlkreis Altona im Bundestag. Als Schmidt 1969 das Verteidigungsministerium übernahm, wurde Berkhan sein Parlamentarischer Staatssekretär. Er erwarb sich, auch unter Nachfolger Georg Leber, den Ruf eines „Truppenministers“. Die Bundeswehr war ihm ans Herz gewachsen, und die Soldaten verehrten ihn. „Wer Menschen führen will“, gab er den Vorgesetzten mit auf den Weg, „muß Menschen mögen.“ Die Untergebenen ermunterte er: „Maul aufreißen kann auch Pflicht sein.“ Karl-Wilhelm Berkhan starb vergangenen Mittwoch in Hamburg.



Fernando Rey, 76. Das lauwarme Hühnerbein zwischen den Zähnen, kriecht er würdig unterm feingedeckten Landhaustisch hervor: Solch zwielichtige Grandseigneurs wie der schmierig-distinguierte Botschafter in Luis Buñuels Film „Der diskrete Charme der Bourgeoisie“ (1972) waren Reys Spezialität. Dabei hatte der Sohn eines republikanischen Generals nach der Flucht aus einem Franco-Lager mühsam als Statist und Synchronsprecher (unter anderen für Laurence Olivier) begonnen. Schon lange bevor er im Drogenthriller „French Connection“ (1971) Weltruhm als Bösewicht erntete, war er zum Inbegriff nobler Dekadenz geworden. Vom Krebs gezeichnet, spielte er fürs Fernsehen zuletzt auch noch die tragikomische Figur schlechthin, den Don Quijote. Fernando Rey starb am vergangenen Mittwoch in Madrid.

